



**CHRIS
WARNAT**

**VIER
MINUTEN
STILLE**

**Und dann
kam der Sturm**

THRILLER



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2026 der Originalausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Das Gedicht von Mascha Kaléko *Nachts II* ist Teil II
des zweiteiligen Gedichts *Nachts*; es besteht aus *Nachts I* und *Nachts II*
und ist zu finden in: *In meinen Träumen läutet es Sturm*

© 1977, 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München.

Redaktion: Lisa Wolf

Umschlaggestaltung und -abbildung: www.buerosued.de

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-11398-0

www.penguin-verlag.de

*Für M. und meine wilden Töchter.
In Liebe.*

So viel kaputt
aber so vieles nicht
Jede der Scherben
spiegelt das Licht.

Aus dem Song »Kaputt« von WIR SIND HELDEN

Text: Judith Holofernes

Mit freundlicher Genehmigung von Wintrup Musikverlag, Berlin.

PROLOG

Eine Gewitterfront rückt näher. Rahel spürt sie, lange bevor der Platzregen losbricht und die feiernden Massen vertreibt. Sie kennt ihre Boten, winzige Füße auf der Haut.

Thripse.

Gewittertierchen.

An heißen Sommertagen wie heute wirbeln Aufwinde sie bis in die höchsten Luftschichten. Die Schwärme lassen sich von der Thermik kilometerweit tragen, bis sich die Atmosphäre verändert. Sobald die Tierchen das elektrisch pulsierende Feld wahrnehmen, klappen sie ihre Flügel ein und treten den Sinkflug an. Nun sind sie überall. An den Armen, im Gesicht, in jeder Ritze. Rahels Haut ist ein einziges Kribbeln.

Der Drang, sich das T-Shirt vom Körper zu zerren, ist beinahe übermächtig. Sie sehnt sich nach einer kühlen Dusche, um die Insekten abzuspülen. Und den Staub, der sich in den Poren festgesetzt hat, verklebt mit Sonnencreme und Schweiß. Die Hitze steht wie in einem Backofen. Grillmodus. Dann Umluft, als Wind aufbrandet und ihr seinen heißen Atem ins Gesicht bläst. Gleich hat die Unwetterzelle sie erreicht.

Es fühlt sich an, als richte jemand einen riesigen kosmischen Föhn auf das Gelände. Er wälzt die Schwüle um, zerzaust Haare, verbiegt Bäume. Die Crowd registriert es mit berauschten Jubelrufen. Sie schrauben sich immer weiter hoch, je heftiger die Böen über das freie Feld peitschen.

Erneut scannt Rahel die vielen Gesichter, sucht nach seinem, findet es nicht, schüttelt den Kopf. Bestimmt hat sie sich das nur eingebildet.

Er kann nicht hier sein. Unmöglich. Warum sollte er auch? Das wäre verrückt! Reine Paranoia. Außerdem hat sie diesem Kerl schon zu viel Macht über sich gegeben. Rahel wird nicht zulassen, dass er ihr auch noch dieses Wochenende kaputtmacht, auf das sie seit Monaten hinfiebert. Doch das Unbehagen lässt sich nicht so einfach abschütteln, und rationale Argumente beeindrucken es schon gleich gar nicht. Mascha ist zurück zum VW-Bus, um sich hinzulegen. Ohne sie fühlt sie sich seltsam schutzlos, obwohl um sie herum so viele Menschen sind. Es kann nicht schaden, wachsam zu bleiben.

Applaus brandet auf. Incubus entern die Mainstage. Brandon Boyd ist weit weg, nur eine Stecknadel auf der riesigen Bühne, der sich alle zuwenden. Rahel hingegen schaut zurück. Zum Horizont, aus dem schwarze Wolken wachsen wie Atompilze. Darin zuckt und flackert es, als seien Blitze in ihrem Innern gefangen. Bedrohliches Wetterleuchten. Die Luft ist dicht und schwer, erfüllt vom Geruch nach Sonnencreme, Zigarettenrauch und verschüttetem Bier. Festivalaroma.

Ein psychedelisches Wabern und Wispern schwebt über ein Meer aus Köpfen. Sie erkennt den Song sofort. Die ruhige Anfangssequenz dehnt sich, als würde sie Anlauf nehmen, Luft holen. Gespannte Stille senkt sich über das Gelände, nur unterbrochen von vereinzelt Pfiffen und Rufen. Dann erzittert die knochentrockene Erde unter Rahels Badesandalen. Schwere Gitarrenriffs und Drums brechen los. Die Menge explodiert, ist ein einziges Springen und Pogen, ein riesiger Organismus, der sich aufbäumt und tobt. Er reißt sie mit. Rahel tanzt und wirft die Arme in die Luft. Lacht, bis ihr die Tränen über die Wangen laufen und die Bauchmuskeln schmerzen. Fühlt sich so ein Sonnenstich an? Oder kommt das vom Alkohol? Nein, weder noch. Das ist mehr.

Ein Rausch aus Abenteuer und Endorphinen. Reines Glück. Vor ihr liegt ein endloser Sommer. Und er hat gerade erst begonnen.

Endlich frei.

»Hey.« Er steht direkt neben ihr. Der süße Typ, der sein Zelt ein paar Meter von ihrem Lager entfernt aufgeschlagen hat. Keine Ahnung, wie

er heißt. Rahel nennt ihn heimlich Josh, weil er ein bisschen Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Josh Hartnett in Pearl Harbour hat. Seit gestern umkreisen sie einander wie zwei Satelliten. Verstohlene Blicke überm Lagerfeuer, hier und da ein Lächeln, flüchtige Worte. Immer war mindestens einer von ihnen in Gesellschaft. Jetzt sind sie zum ersten Mal allein. Seine Leute sind nirgends zu entdecken. Er muss sich extra abgesetzt haben, um Rahel abzapfen. Josh lächelt, und sie kann nicht anders, als es zu erwidern.

Hilfe, warum ist er bloß so unfassbar süß?

»Auch eins?« Er hält ihr eine Plastikflasche Wasser hin.

Rahel nickt mechanisch, merkt erst, wie durstig sie tatsächlich ist, als das kühle Getränk ihre ausgedörrte Zunge benetzt. Sie trinkt so gierig, dass etwas danebengeht und aufs T-Shirt schwappt. Als sie die Flasche wieder absetzt, ist sie fast leer.

»Dachte mir, dass du halb dehydriert bist.« Joshs Mund verzieht sich zu einem Grinsen, das Grübchen in seine Wangen malt. Rahel muss sich konzentrieren, um ein wohltdosiertes Lächeln zustande zu bringen, das hoffentlich nicht dümmlich aussieht. Oder als würde sie die Zähne fletschen.

Cool bleiben, jetzt nicht durchdrehen.

»Dehydriert und unterzuckert.« Sie zieht Chupa-Chups-Lutscher in verschiedenen Geschmacksrichtungen aus der Jeanstasche, hält sie ihm hin.

Er schüttelt den Kopf, und sie zuckt mit den Schultern, als würde es ihr nichts ausmachen. Das Papier abzuknibbeln, entpuppt sich als extrem kompliziert, so unter Beobachtung und mit schwitzigen Fingern. Als das Plastik endlich weg ist, steckt sie den Lutscher in den Mund, was sich seltsam intim anfühlt, wenn er zusieht. Ihre Wangen brennen. Josh lächelt amüsiert.

Klasse, wahrscheinlich hält er mich für komplett verklemmt.

Er strahlt eine ruhige Präsenz aus, die Rahels Nervosität verstärkt. Als sein Arm ihren streift, ist es ganz vorbei. Die zufällige Berührung

fühlt sich an wie ein Stromschlag. Ihr Herz zieht sich zusammen, gerät aus dem Takt, stolpert los. Er scheint es auch zu spüren. Das Lächeln ist aus seinem Gesicht verschwunden. Wie weggewischt.

Schweigend steht er vor ihr, ganz still, die Lippen leicht geöffnet, während um sie herum alles springt und tobt. Scheinwerfer blitzen wie Laser in die Dämmerung, kreuzen sich und zucken wild umher. Eine Regenwand schiebt sich gegen die Abendsonne, bringt die Tropfen zum Leuchten. Millionen glitzernde Kristalle regnen herab. Die ersten Akkorde von »Love Hurts« segeln aus den Boxen, und Rahel lacht auf, weil das echt wahnsinnig kitschig ist. Passiert das gerade wirklich?

»Willst du tanzen?«

Sie nickt, lässt zu, dass er sie an sich zieht, sanft ihre Taille umfasst und sie im Takt der Musik wiegt. Ihr ist schwindelig. Die Welt dreht sich, nur seine Augen ruhen fest auf ihr wie Fixsterne. Ernst und seltsam fokussiert, und es wühlt Rahel auf, weil sie nicht weiß, was in ihm vorgeht. Entrückt betrachtet sie seine Nase, die sich kräuselt und auf der ein paar Sommersprossen verstreut sind, seinen Bart, den Mund. Merkt zu spät, dass sie ihn anstarrt.

O Mann, hat er das mitbekommen?

Seine Augen funkeln, betrachten Rahels Lippen, als er den Lutscher langsam, sehr langsam herauszieht. Die Luft zwischen ihnen ist dermaßen aufgeladen, kurz weiß Rahel nicht, ob sie überhaupt noch atmet. Er legt eine Hand an ihre Wange. Sie ist warm und rau. Ihre Nasenspitzen berühren sich, er schließt die Lücke und bedeckt ihren Mund mit seinem. Es fühlt sich an, als würde sie aus großer Höhe fallen.

Der Kuss ist vollkommen. Unendlich zärtlich und gleichzeitig so hungrig, als hätten sie ewig darauf warten müssen. Seine Zunge schmeckt nach Cola und Minze und etwas Spezifischem, das zu ihm gehört und von dem Rahel nicht genug bekommt. Sie will ihn so sehr, dass es sie erschreckt. Fühlt es sich so an, wenn man sich Hals über Kopf in jemanden verliebt? Plötzlich ist sie in der Luft. Er hat sie hochgehoben, was den Schwindel intensiviert. Und das Gefühl von Schwerelosigkeit. Eng

umschlungen und knutschend taumeln sie im Kreis. Wie ein Planet, der durch ein schwarzes Nichts rotiert.

Das Lied endet, ein neues, rockigeres beginnt. Ein Blitz zerschneidet die Dunkelheit. Donnerrollen. Direkt über ihnen. Massiv, als sei ein großes Gebäude kollabiert. Erschrocken lösen sie sich voneinander, und das ist der Moment, in dem sie ihn sieht.

Er ist fast bei ihnen. Den Blick unverwandt auf sie gerichtet, bahnt er sich seinen Weg. Seine wutverzerrte Fratze erinnert nur noch entfernt an ein menschliches Gesicht. Das ist keine Einbildung. Scheiße, er ist wirklich hier.

»Was ist los?« Josh folgt ihrem Blick. Rahel gleitet an ihm herunter und auf die Füße. »Wer ist das?«

»Komm«, bringt sie irgendwie heraus, hört selbst die Furcht, die ihre Stimme entstellt. »Schnell!«

Sie packt seine Hand, stellt erleichtert fest, dass er den Druck erwidert und ihr folgt. Solange er da ist, hinter ihr, kann ihr nichts passieren. Seitwärts drängeln sie sich voran, halten sich rechts, wo der Auslass liegt, ernten vereinzelt genervtes Stöhnen oder böse Sprüche, aber die meisten sind zu breit oder zu sehr mit Feiern beschäftigt, als dass sie Notiz von ihnen nehmen würden.

Rahel stolpert weiter, wie paralysiert, kann nicht glauben, dass er da ist. Die Wut in seinen Augen bringt ihren Puls zum Rasen. Wozu ist dieser Irre fähig? Was will er von ihr? Sie weiß es nicht, weiß nicht einmal, wer er überhaupt ist. Sie hat sich in ihm getäuscht, übersehen, was für ein Wahnsinn hinter dieser Fassade lauert. Er hat ihn gut kaschiert.

Ein Teil in Rahel ärgert sich, dass sie das Feld räumt, die Konfrontation scheut. Vielleicht wäre eine Eskalation reinigend, genau wie das Gewitter, das Staub und Schwüle davonspült. Aber sie will es nicht drauf ankommen lassen. Nicht hier, nicht heute. Heute will sie einfach nur ihre Ruhe. Mit Josh allein sein. Ihn noch einmal küssen.

Sie passiert den letzten Wellenbrecher, blinzelt, realisiert, dass etwas fehlt. Die Wärme ist weg. Ihre Hand greift ins Leere. Hektisch sieht

Rahel sich um, drückt sich an der Absperrung hoch und späht über wogende Körper. Schwarze, blonde, rote Haare, Zöpfe, Caps, Kapuzen und verbrannte Glatzen. Josh ist nirgends zu entdecken. Sie kann nicht länger auf ihn warten. Da vorne drängt sich der Irre durch die Menge, durchbohrt sie mit seinem Blick.

Nein, nein, nein!

Rahel ist wie versteinert. Nicht einmal atmen kann sie, während er sich in Zeitlupe auf sie zuarbeitet. Der Moment dehnt sich, bis tiefere Überlebensinstinkte greifen. Sie wirbelt herum und hastet weiter, so schnell das in dem Gedränge möglich ist. Regen hat den Acker binnen Minuten in einen Sumpf verwandelt. Drei Gestalten, die bis an die Kopfhaut mit Schlamm verschmiert sind, schlittern bäuchlings johlend durch die Pampe. Endlich tritt sie ins Freie, sieht sich panisch nach allen Seiten um, kann nichts Vertrautes ausmachen. So ein Mist, sie hat die Orientierung verloren!

Spontan biegt sie links ab, hastet vorbei an Menschen, die sich zu fünft oder sechst mit klatschnassen Haaren und roten Wangen in Dixi-Klos quetschen, um den Sturzbächen zu entfliehen. Die meisten haben sich unter die Pavillons der Fressbuden geflüchtet und blockieren die Zugänge. Sie juchzen aufgekratzt, trinken Beck's, essen Calzone aus fettigen Pappschalen und genießen die unverhoffte Abkühlung. Für sie ist das hier ein einziger großer Spaß. Niemand scheint Rahels Angst wahrzunehmen. Keine rot-weiße Security-Weste weit und breit. Sie gelangt in einen ruhigeren Teil des Geländes, auf das sich nur vereinzelt Menschen verirrt haben. Ihre Plastiksandalen quietschen an den schwitzigen Füßen wie die Teichfrösche im Garten der Nachbarn.

Aus einem Impuls heraus schlägt sie sich in einen Gang zwischen zwei riesigen Zelten, und erst im Schutz der sich blähenden Planen wagt sie es, stehen zu bleiben. Der widerlich süßliche Geruch von Fäkalien liegt in der Luft. Rahel hält sich am Rand, wo die Erde noch nicht komplett aufgeweicht ist, beugt sich vor und stützt die Hände auf ihre Knie. Sie schlottern so heftig, als würden sie jede Sekunde unter ihr nachgeben.

Sie muss die Panik wegdrücken, damit sie ihre Gedanken wieder hören kann. Übertreibt sie? Ist ihre Reaktion überzogen? Was soll er schon machen? Inmitten all dieser Menschen und Sicherheitskräfte. Vielleicht ist er zufällig hier, wollte nur mit ihr reden, sich entschuldigen. Vielleicht ist alles ganz harmlos, und sie wird allmählich paranoid. Nach allem, was war.

Schwer atmend starrt sie in den Dreck. Am besten, sie spricht wahllos jemanden an, hängt sich an eine Gruppe, um dort Schutz zu suchen, bis sie zurück am Zelt ist und ...

»War das dein neuer Freund?«

Worte mischen sich mit Donnerrollen. Rahel fährt herum und kann nicht verhindern, dass ihrer Kehle ein fremder Ton entweicht. Der Irre steht über ihr, als sei er geradewegs aus dem Sumpf gewachsen. Seine massive Gestalt versperrt den Fluchtweg.

»Was machst du hier?«, bringt sie heiser hervor. Langsam richtet sie sich auf.

»Dich suchen, mit dir reden.« Er streckt eine Hand nach ihr aus, will sie berühren. Doch Rahel weicht aus, und etwas Flüchtiges huscht über sein Gesicht, verdunkelt die Augen. Wut? Sie kann den Ausdruck darin nicht lesen. Nicht mehr. Vielleicht konnte sie das noch nie.

»Gib uns eine Chance, mehr will ich nicht«, sagt er ruhig. Eine trügerische Ruhe. Sie kann das Zittern hören, spürt, wie sehr er sich beherrscht. »Ich mach's wieder gut, okay? Wir kriegen das hin, versprochen.«

Er muss den Verstand verloren haben. Fassungslos schüttelt Rahel den Kopf. Er scheint wirklich zu glauben, was er da von sich gibt.

»Ich werde jetzt gehen«, sagt sie, selbst überrascht von dem festen Klang ihrer Worte. »Lass mich durch.«

Ohne sich zu gestatten, noch eine Sekunde länger darüber nachzudenken, marschiert sie auf ihn zu. Ihr Herz galoppiert voraus. Zu den Lichtern, die Sicherheit verheißen. Große, feste Schritte, um zu überspielen, dass alles in ihr schreit. Sie hat keine Wahl. Am anderen Ende des Gangs rauscht der Wald hinter zwei Meter hohem Bauzaunwall. Sie ist

schon fast bei ihm, als eine Bewegung sie abrupt innehalten lässt. Ein Griff an den Hosensbund.

Sein Messer. Er hat sein Messer dabei.

Blufft er nur, um ihr Angst einzujagen? Nein, zwar kann Rahel es nicht sehen, und dennoch ist sie sicher, dass es da sein muss. Irgendwie hat es dieser Kerl fertiggebracht, das Teil an der Eingangskontrolle vorbeizuschmuggeln. Oder aber jemand hat es ihm durch den Zaun von draußen angereicht. Wie auch immer, er hat dieses Ding immer dabei. Allein das hätte ihr eine Warnung sein müssen. Warum hat sie so lange die Augen davor verschlossen, was er wirklich ist? Jetzt, hier zwischen den Zelten, steht er demaskiert vor ihr. Als der gefährliche Soziopath, der er ist. Unvermittelt tritt er vor und packt sie beim Oberarm.

»Bleib.«

»Lass mich los«, keucht sie und hasst sich dafür, wie verzweifelt sich das anhört. »Bitte. Nicht.«

»Ich dachte, du stehst drauf, wenn ich dich ein bisschen härter anfasse.« Er lächelt anzüglich, sein Blick verrutscht. Etwas Wildes, Archaisches liegt darin, das Rahel Angst einjagt.

Bilder flammen auf. Flashbacks von ihrem letzten Mal am See. Sein Kopf zwischen ihren Schenkeln, heiß und feucht, drängend, bis sie einen gepressten Schrei ausstieß und er mit einem zufriedenen Grinsen im Gesicht von ihr abließ. Bei der Erinnerung überkommt Rahel ein Anflug heftigen Ekels.

»Okay, blöder Witz, tut mir leid.« Er schüttelt den Kopf. »Ich bin nur wegen dir hier, Babe. Weil ich dich liebe und weil wir zusammengehören, hörst du? Es tut mir leid. Alles.«

Rahel traut ihm nicht. Er wirkt aufrichtig, aber wer weiß schon, welchen Plan er in Wahrheit verfolgt. Immerhin hat er sie über Monate getäuscht, vielleicht ja auch jetzt. Er ist ein guter Schauspieler. Doch falls sein Bedauern echt ist, hat sie noch eine Chance.

»Okay, lass uns reden. Aber woanders, ja? In Ruhe, irgendwo, wo es nicht so fürchterlich stinkt.« Sie versucht ein Lächeln, um die Situation

aufzulockern. Doch der Ton bleibt auf halbem Weg stecken, gerät zu einem seltsamen Hauchen. Es entlarvt sie.

Wind pfeift zwischen die Planen, Blitze zerschlagen das schmale Rechteck aus Himmel über ihnen. Musik dröhnt. Niemand kann sie hören. Rahel schreit trotzdem, als er sie rückwärtsschiebt. In die Dunkelheit.

I

KAPUTT

1. KAPITEL

Die Augen weit aufgerissen, starrt Kriminalhauptkommissar Wase Rahimi auf den roten Fleck. Er vibriert hinter einer Wand aus Zweigen im trüben Morgenlicht, bis seine Ränder ausfransen und in den Schnee fließen. Ein unheilvolles Glühen an diesem Ort, der nur aus Licht und Schatten besteht. Die Äste sind so dicht verflochten, als wollten sie ihnen den Zugang versperren. Was zur Hölle ist da?

Er kneift die Augen zusammen, kann jedoch nichts erkennen. Atemwolken stoßen in die Frostluft wie ein dampfender Pulschlag. Ein Weichzeichner, der sich aufplustert und gnädig über die Szenerie legt. Nur Wases Verstand kann er nicht eintrüben. Er weiß, was die Ruhe hier draußen bedeutet. Wenn die Mordermittler ausrücken, werden sie meistens von Stille empfangen. Sie ist dicht und klebrig und unheilvoll. Es ist die Abwesenheit von etwas.

Lautlos segeln plüschige Flocken ins Vakuum. Irgendwann in den letzten Stunden ist im Hamburger Süden der erste Schnee gefallen. Ungewöhnlich viel, erst recht für die Region. Inzwischen schneit es, als wolle der Winter sein Versäumnis mit Macht nachholen. Überall sind Spuren auszumachen. Schmale Förmchen ins makellose Weiß gestempelt. Ob die von Rahel Winter darunter sind? Oder haben die Kollegen von der Streife und die Notärztin sie längst platt getrampelt? Denkbar auch, dass Rahel hier entlangging, bevor der Schnee einsetzte. Falls sie den Weg noch aus eigener Kraft bewältigen konnte.

Obwohl es fast zehn ist, hängt Zwielflicht im Garten. Ein aufbrandender Frostwind schiebt den Eiskristallnebel gen Westen. Weg von diesem Ort, der etwas Dunkles atmet. Es ist das Haus. Wie eine lebendige Kreatur ragt es in den Himmel. Beobachtet die Fremden, die es gewagt haben, hier einzudringen. Efeu erdrückt das Gemäuer auf allen Flanken. Die Fenster sind zu runden Bullaugen verwachsen. Ein fransiger Pony aus immergrünen Ranken hängt in die trüben Linsen der Scheiben und klettert bereits über die Regenrinne.

Bis zur Dorfstraße mit der stillgelegten Haltestelle, an der seit Ewigkeiten kein Bus mehr gehalten hat, sind es gut fünf Minuten zu Fuß. Keine Nachbarn weit und breit. Lediglich ein paar verstreute Höfe. Fußläufig liegt ein Wanderparkplatz, ein schmaler Streifen Bäume, weiter abschüssig, hinterm Garten, ein bei Hamburgern beliebter Badesee. Das hat Wase auf der Fahrt hierher gecheckt. Wegen Blaualgen ist er öfter gesperrt, außerdem gibt es unter Wasser eine Abbruchkante, an der schon so manch ortsunkundiger Badegast in die Tiefe gerutscht ist. Zu dieser unwirtlichen Jahreszeit jedoch ist die Gegend wie ausgestorben. Wenn hier draußen etwas passiert ist, hat es vermutlich keiner mitbekommen. Doch halt. Jemand war da. Bei der Toten. Jemand hat den Notruf gewählt.

Um acht Uhr zweiunddreißig ging er in der Leitstelle ein. Wenn Wase nicht alles täuscht und kein Verzerrer eingesetzt wurde, war eine Frau am Apparat. Drei Sätze nur: »Rahel Winter ist tot. Sie liegt im Garten.« Dann die Adresse, ein leises Knacken in der Leitung, als die Verbindung abbricht.

Sie konnten den Anruf zu einer Tankstelle zurückverfolgen, keine zehn Autominuten entfernt von hier. Die Kollegen sind schon unterwegs. Mit etwas Glück kommen sie bald dahinter, wer die Polizei alarmierte. Und weshalb.

Wase ist kein Theaterfreak, doch selbst er hat den Namen der

Toten schon einmal aufgeschnappt. Die Frau war eine lokale Berühmtheit, bis sie vor Jahren in der Versenkung verschwand und fortan nie wieder eine Bühne betrat. Hier also endete ihr Weg. In einem gottverlassenen Garten am Arsch der Heide. Wer auch immer heute Morgen dort war, muss einen verdammt guten Grund dafür gehabt haben.

»Wase? Mensch, das gibt's ja nicht. Ich bin's, Hergen Seegers von der Außenstelle!«

»Hergen!«, keucht Wase und presst reflexhaft eine Hand auf die Brust, die sich zu seinem Ärger heftig hebt und senkt. Der Mann ist wie aus dem Nichts vor ihm aufgetaucht. »Junge! Wo kommst du denn auf einmal her?«

»Ich wollte gerade nach vorne gucken, ob ihr da seid. Habt ihr meine Kollegin gesehen? Berit wollte euch eigentlich in Empfang nehmen. Na ja.« Hergen hebt eine Hand, offenbar um Wase jovial auf die Schulter zu klopfen. Auf halber Strecke scheint ihm wieder einzufallen, dass er zwei Köpfe kleiner ist und er sich dafür unwürdig verrenken müsste. Also tätschelt er stattdessen nur etwas unbeholfen seinen Oberarm. »Muss Jahre her sein, seit wir uns zuletzt getroffen haben. Aber dich hab ich nicht vergessen.«

»Das nehm ich mal als Kompliment. Schön, dich zu sehen, Hergen.« Wase lächelt und deutet auf seine beiden Kolleginnen, die hinter ihm hergetrottet sind. »Das sind Kriminalkommissar-anwärterin Kate O'Hara und Hauptkommissarin Emma Paulsen.«

»Hi«, kommt es von Kate.

Emma nickt kurz, ohne Hergen anzusehen oder eine Miene zu verziehen. Unverwandt starrt sie ins Unterholz, als könnte sie es mit Blicken durchdringen. Ein Auftritt, den jemand, der Emma nicht kennt, mit Arroganz oder Unhöflichkeit verwechseln könnte. In Wahrheit ist er ihrer hanseatischen Natur geschuldet. Sie lacht selten, spricht noch weniger, und wenn sie dann doch etwas sagt, dann so wohltdosiert, als habe sie sich die Worte lange

zurechtgelegt. Eine zurückgenommene Art, die sich an Tator-ten noch verstärkt. Moko-Modus. So nennt sie den Zustand, in den sie im Einsatz switcht. Hoch konzentriert, vollkommen fokussiert auf das, was ihnen bevorsteht. Auch jetzt ist ihr Verstand hellwach, saugt jedes Detail auf. Wase erkennt es an der Art, wie ihre Pupillen zucken. »Die Tote liegt im Garten?«

»Genau«, sagt Hergen rasch und macht etwas mit dem Kopf, das für Wase aussieht wie eine angedeutete Verbeugung. Wow, die Frau hinterlässt wirklich Eindruck. »Einfach dort entlang.«

Wase strafft die Schultern und marschiert voran, als wolle er diesem Ort seine Überlegenheit demonstrieren. Emma, Hergen und Kate folgen in einigem Abstand. Dem roten Leuchten entgegen. Es zieht Wase hypnotisch an. Halb geduckt, halb kletternd stapft er durchs Gestrüpp. Äste zerkratzen seine Wangen, und ein paar-mal verhakt er sich in Wurzelsträngen, die über den Trampelpfad kriechen. Schließlich durchbricht er die natürliche Barriere und findet sich auf einer winzigen Lichtung wieder, in deren Zentrum ein roter Liegestuhl steht. Ein Relikt des Sommers, das nicht hierherpasst.

Darauf liegt jemand.

Der rechte Arm ist seitlich heruntergerutscht, die Hand ruht wie eine Schale im Schnee. Neben einer Flasche Wodka. Es sieht aus, als sei sie Rahel Winter aus den Fingern geglitten. Das Glas ist beschlagen. Zahlreiche Fußspuren ziehen sich durch den Schnee, der sich unter dem Fleckchen grauen Himmels ausgebreitet hat. Die Überschuhe rascheln, als sie näher treten. Noch ein Schritt. Dann gibt die Lehne den Blick auf etwas frei, das sie zuvor verbarg.

Wase begreift sofort, weshalb Hergen und seine Kollegin sie angefordert haben. Die meisten Verstorbenen finden sie im häuslichen Umfeld. Adäquat gekleidet, im Bett, im Bad, auf dem Sessel. Alles, was davon abweicht, was ungewöhnlich ist, ruft die

Todesermittler auf den Plan. Und wenn das hier nicht ungewöhnlich ist, was dann?

Die Tote liegt auf dem Sonnenstuhl, als wollte sie ein bisschen frische Luft schnappen und Vitamin D tanken. Oder als würde sie bloß schlafen und könnte jede Sekunde die Augen öffnen. Der Schnee hat sich ab dem Kinn wie eine Decke über ihrem Körper ausgebreitet. Oder wie ein Leichentuch. Es bedeckt ihre Blöße. Soweit Wase das erkennen kann, trägt sie nur BH und Slip. Wie durch einen Schleier betrachtet er die Silhouette ihrer zarten Gestalt. Das dunkelbraune Haar, die milchweiße Haut, ihr feines Gesicht. Fast wie Schneewittchen, geht es ihm durch den Kopf. Nur dass ihre Lippen nicht blutrot, sondern bläulich verfärbt und wie zu einem letzten Gruß geöffnet sind. Als habe sie noch etwas sagen wollen.

Rund um den Liegestuhl ragt aus flachen Hügeln hier und da ein Fetzen Stoff. Frau Winters Kleider. Sie sind auf dem Rasen verstreut, wodurch die kleine Lichtung aussieht wie der Schauplatz eines Kampfes. Doch Rahel Winters Körper wirkt unversehrt, ihre Züge sind fast entspannt, als wäre sie von einem großen Frieden beseelt gewesen, ehe sie das Zeitliche segnete. Nirgends mischt sich Blut ins Weiß, Wase kann keine offensichtlichen Verletzungen ausmachen. Es ist ein anderes Detail, das ihn elektrisiert.

Die Leiche trägt eine kunterbunte Strickmütze auf dem Kopf. Sie sitzt schief. Die Klappen an den Seiten schaffen es kaum über ihre Ohren, der Bund ist fast bis zu den Brauen runtergezogen. Ein harter Kontrast in diesem Setting. Und dann kommt Wase darauf, weshalb ihn der Anblick so verstört.

Yara hatte als Kind eine Mütze, die fast exakt genauso aussah. Querstreifen, quietschbunt, Ohrenklappen, Kordeln und oben drauf so ein Nupsi, das an eine Antenne erinnert. Er sieht seine älteste Schwester noch vor sich, wie sie todesmutig auf einer Aldi-

Kühltasche, die sie als Schlitten zweckentfremdeten, den Abhang hinunterbretterte. Ein schriller Punkt in dem schwarz-weißen Wimmelbild, der rasch kleiner wurde und doch weithin sichtbar war. Eine von Wases lebhaftesten Kindheitserinnerungen, die jetzt hiervon überlagert wird. Von dieser nackten Leiche, die mit Yaras Kindermütze auf einer Sonnenliege im Schnee liegt.

Bizarr.

Ein jäher Windstoß verfängt sich in einer dunkelbraunen Locke, die darunter hervorlugt, täuscht Bewegung vor, wo keine mehr ist.

Nie wieder sein wird.

»Wieso liegen ihre Kleider überall herum«, raunt Kate O'Hara. Sie steht neben Wase und hat die Arme schützend vor der Brust verschränkt. »Wurde sie ...?«

»Nicht unbedingt.«

»Kälteidiotie«, kommt es gleichzeitig von Emma, die den Leichenfundort bereits aus allen Winkeln fotografiert. »Paradoxes Entkleiden.«

»Was?« Kate sieht zwischen den beiden Ermittlern hin und her. Unsicher. Einmal mehr fällt Wase auf, wie sehr der letzte Fall sie geläutert zu haben scheint. Das freche Mundwerk jedenfalls hat sie sich abgewöhnt. Zumindest an Orten wie diesem. Andernfalls hätte er die Hospitation längst vorzeitig beendet. Selbst wenn ihm das Ärger mit Kates Onkel, dem stellvertretenden LKA-Leiter, eingebrockt hätte.

»Ich bin in einem Obduktionsbericht das erste Mal darüber gestolpert.« Wase starrt auf den toten Körper hinab, ohne etwas zu sehen. Das Bild verschwimmt. Geistig ist er längst woanders, in einer anderen Zeit. Auf einem Spielplatz 2009. Einer seiner ersten Fälle bei der Moko. »Der Junge hatte eins Komma vier Promille im Blut. Eine Anwohnerin fand ihn nackt in einer Sandkiste.«

»Ein Sexualverbrechen?«

»Das habe ich auch erst gedacht, aber der Rechtsmediziner konnte schnell ausschließen, dass wir es mit einer Vergewaltigung zu tun hatten. Oder mit einem Tötungsdelikt. Die Erklärung war viel simpler. Janusz ist erfroren.«

Kates Kopf gleitet zurück, als säße er auf Schienen, der Hals verharret stabil. Sie runzelt die Stirn. »Du weißt noch seinen Namen?«

Er nickt, atmet aus. *Nicht nur den, und verdammt, ich wünschte, es wäre anders.*

Wases Unfähigkeit, die Toten loszulassen, hat ihn schon oft davon abgehalten, Zeit mit den Lebenden zu verbringen. Eigentlich ist es kaum verwunderlich, dass seine letzte Trennung erst ein paar Monate zurückliegt. Und ihm noch immer den Schlaf raubt. Er unterdrückt ein Gähnen. O Mann, gleich zwei Probleme, über die er gerade absolut nicht nachdenken will.

»Auf jeden Fall«, hakt er wieder beim eigentlichen Thema ein, »wenn ich das richtig zusammenkriege, spüren einige Erfrierende eine vermeintliche Hitze, bevor sie sterben. Manche reißen sich die Kleider vom Leib und verteilen sie überall. Komisch nur, dass sie die Mütze aufbehalten hat«, fügt er geistesabwesend hinzu.

»Hitze? Wieso denn?«

»Das ist nicht ganz klar«, murmelt Wase, streift ein zweites Paar Einweghandschuhe über und geht in die Hocke, um den Kopf der Toten genauer zu inspizieren.

»Deshalb haben wir euch gerufen.« Hergen stellt sich neben ihn und beugt sich vor. »Sie scheint verletzt zu sein, allerdings konnten wir die Mütze nicht ausziehen, um nachzuschauen.«

»Und die Notärztin?«

»Die musste weiter, gab einen Unfall auf der Autobahn, vier Verletzte, davon zwei Kinder.« Hergen zuckt mit den Schultern. »Da hatte sie es eilig. Fix die vorläufige Todesbescheinigung ausgestellt, und weg war sie. Dass da nix mehr zu machen ist, haben

wir eh direkt gesehen. Die Tote ist schon stocksteif, Leichenflecke und alles.«

»Verstehe«, sagt Wase, obwohl er schon EKG-Elektroden an deutlich faulen Leichen gesehen hat, wo niemand mehr irgendwelche Hoffnung haben konnte. Eine Vorsichtsmaßnahme, mit der sich die Ärztinnen und Ärzte absichern. Zehn Minuten ableiten, Nulllinie, Schuldigkeit getan und ab. »Gibt es Einbruchsspuren?«

»Weder hinten noch vorne. Keine aufgerissenen Schranktüren oder Schubladen, obwohl die Terrassentür offen stand. Sieht für mich nicht so aus, als ob jemand eingestiegen ist. Alles normal, nix Ungewöhnliches. Die Auffindesituation der Toten ist dagegen, nun ja ... kurios. Als wir sie gesehen haben, haben wir euch sofort angefunkelt.«

»Dann werfen wir doch mal einen Blick unter die Mütze. Kannst du sie mal ...«

Emma ist sofort da und stützt den Oberkörper, damit er nicht seitlich weggippt. Wase stellt die Lehne zwei Stufen zurück – und erstarrt.

»Blut«, entfährt es Kate.

Einen Moment betrachten sie das dunkle Dreieck im roten Plastikstoff, dessen Spitze wie ein Pfeil auf den Hinterkopf der Toten zu deuten scheint.

»Komisch, dass unter der Lehne keins ist, oder? Das ist doch bestimmt da durchgesickert.«

»Aber vermutlich, bevor der Schneefall eingesetzt hat«, murmelt Wase und hebt behutsam den Bund der Mütze an. Oder versucht es zumindest. Er ist steif und lässt sich kaum bewegen.

»Festgefroren«, sagt Wase. »Ich kann nicht weit gucken. Der Stoff hat sich vollgesogen, alles verklebt und verkrustet.«

»Ich begreife das nicht«, murmelt Kate bestürzt. »Jemand schlägt sie nieder und zieht ihr dann eine warme Mütze an, be-

vor er sie in den Garten schleift? Damit sie nicht friert? Ich meine, das ist doch verrückt. Er hat sie doch zum Sterben hierhingelegt! Oder nicht?»

»Du bist zu schnell«, bremst Wase sie ein. »Dass wir hier Blut sehen, sagt uns nichts darüber, was passiert ist.«

Er steht auf, um besser an die Taschenlampe zu kommen, die in seiner Gesäßtasche steckt. Und weil seine Beine eingeschlafen sind und unangenehm prickeln. Verdammt, diese Jeans sind viel zu eng! Er hat sie erst vor wenigen Tagen gekauft, reduziert, kein Umtausch möglich. Stehen kann er ganz prima mit ihnen, sitzen geht auch, aber hocken? Nein, eine Hockhose ist das eindeutig nicht.

Umständlich fummelt er seine MagLite aus der Tasche und zuppelt die Würst Pelle von Jeans so gut es geht hoch, damit sie etwas weniger in seine Kniekehlen schneiden und die Blutzufuhr abschnüren. Dann kauert er sich wieder hin, biegt den Saum der Mütze hoch und leuchtet unter das dicke Fleece. Doch das Licht reicht nicht hoch genug. Er zieht den Stoff weiter, noch ein Stück, nur noch ein kleines bisschen, und ...

Ein schreckliches Reißen.

»O Gott«, kreischt Kate. »Du skalpiert sie ja!«

Wase dreht sich der Magen um. Er atmet durch den offenen Mund, um nicht zu würgen. Ein Reflex, der bei ihm leider extrem stark ausgebildet ist. Er braucht eine Weile, um sich an den metallischen Geruch nach Blut zu gewöhnen. So nah am Kopf der Toten ist er schier überwältigend. Wase zwingt sich, weiter vorzurücken, den Saum nicht loszulassen, den Strahl tiefer in den Spalt zu lenken.

Okay, das genügt.

Er knipst die Lampe aus, kommt etwas zu schnell wieder ins Stehen, sieht Sternchen. Alles dreht sich, als das Blut zurück in seine Schienbeine und Füße sackt.

Diese gottverdammte Hose.

»Alles okay?« Emma hat die Brauen gehoben, und auch Kate mustert ihn mit einer Mischung aus Verwirrung und Angst.

»Bestens.« Wase stellt die Lehne zurück in ihre angestammte Position und kramt das Diensthandy aus der Manteltasche, um seine Verlegenheit zu überspielen. »Die Verletzung liegt zu weit oben für einen Sturz. Glaube ich zumindest. Da muss die Rechtsmedizin ran.«

Gerade will er Farahs Nummer wählen, als jemand im Gestrüpp auftaucht. Hergens Kollegin Berit, wenn er sich ihren Namen vorhin richtig gemerkt hat.

»Hallo zusammen«, sagt sie etwas atemlos. Ihre Wangen sind rot, fast purpurfarben, die Augen glänzen fiebrig. »Könnt ihr mal eben kommen und euch etwas ansehen? Oder besser gesagt anhören.«

»Hat das noch einen Moment? Wir sind hier gerade ...«

Sie schüttelt den Kopf. Energisch. »Ich befürchte, es gibt ein Problem.«

2. KAPITEL

Im Haus steht die Zeit still. Es ist, als würden sie in voller Schutzmontur ein Museum betreten, das eine Sonderausstellung zur Wohnkultur der Achtziger beherbergt. Einige Artefakte würden sich gut in den hippen Cafés auf der Schanze machen. Die Tiffanylampe zum Beispiel, oder eine senfgelbe Sofagarnitur mit rautenförmig gestepptem Veloursbezug und Fransenabschluss. Als witziges Vintage-Gimmick vielleicht sogar der Röhrenfernseher, für den sich kein Schrotthändler mehr erbarmt hätte. In der Ecke stirbt eine Monstera. Ein Staubflokati bedeckt ihre hutzeligen Blätter. Die Wände sind grün und erinnern an Erbsensuppe aus der Dose. Wie alt war die Tote noch mal? Mitte dreißig, wenn er das richtig abgespeichert hat. Den Einrichtungsstil hier hätte er eher bei einem älteren Semester erwartet.

»Wase? Bist du noch bei uns?«

Benommen schüttelt er den Kopf, taucht aus seinem Gedankenstrom auf. Die Umgebungsgeräusche werden lauter, sein Hirn dreht die Regler hoch. Er ist desorientiert, als habe Emma ihn aus dem Tiefschlaf gerissen, und es dauert etwas zu lange, ehe Wase kapiert, worauf sie zeigt.

»Ein Anrufbeantworter«, fällt ihm das Offensichtliche aus dem Mund. Verlegen räuspert er sich. »Ich hab schon ewig keinen mehr gesehen.«

Wow, auch nicht viel besser.

Falls Emma irritiert ist, lässt sie es sich nicht anmerken.

»Vorhin hat das Telefon geklingelt, deshalb ist Berit noch mal rein, kam aber zu spät«, fasst Emma noch mal zusammen, was ihm zuvor offenbar entgangen ist. »Der Anruf ist auf dem AB gelandet.«

Berit, also doch.

Die Polizistin nickt. »Als wir das Haus gesichert haben, hab ich gar nicht gesehen, dass die rote Lampe blinkt. Die Anruferin hat es heute Morgen nämlich schon einmal versucht. Sekunde.«

Sie tippt auf die Play-Taste, und eine ruppige Frauenstimme verkündet: »Sie haben zwei neue Nachrichten. Erste Nachricht, eingegangen am zehn-ten Ja-nu-ar-um acht Uhr fünf-zehn.«

– *Piep!* –

»Guten Morgen, hier spricht Frau Leopold, Loucas Birolehrerin vom Maria-Hilf-Gymnasium. Eigentlich hätte ich jetzt einen Termin mit Louca gehabt, aber sie ist nicht gekommen. Jedenfalls habe ich versucht, sie zu erreichen, aber sie geht nicht ans Handy, und ...« Eine Pause, als überlege sie, wie der Satz weitergeht. »Louca, falls du das hörst, bitte meld dich bei uns, ja? Das Sekretariat ist besetzt.«

Frau Leopold gibt die Telefonnummer durch, bedankt sich etwas steif, legt auf.

– *Piep!* –

»Zweite Nachricht, eingegangen am zehn-ten Ja-nu-ar um zehn-Uhr-sie-ben.«

»Hallo, Leopold noch mal. Das Handy Ihrer Tochter ist jetzt aus, ich bin sofort auf der Mailbox gelandet, als ich es eben probiert habe.« Sie seufzt, scheint zu zögern. Im Hintergrund sind gedämpftes Gelächter, das Röcheln einer Kaffeemaschine und ein seltsames Zischen und Klacken zu hören. Vielleicht ein Kopiergerät in Aktion. »Normalerweise telefoniere ich Schülern aus der Oberstufe nicht hinterher, aber na ja ... Louca hat noch nie unentschuldig gefehlt. Eigentlich sagt sie immer jemandem aus

ihrem Kurs Bescheid, wenn sie krank ist, aber die wussten von nichts. Leider ist hier weder eine dienstliche noch eine Handynummer von Ihnen hinterlegt, Frau Winter. Bestimmt sind Sie gerade bei der Arbeit. Ähm, rufen Sie doch bitte zurück, sobald Sie das abhören, ja? Okay, vielen Dank.«

– *Piep!* –

»Ende der Nachrichten.«

»Scheiße.«

»Ich verstehe das nicht.« Hergen runzelt die Stirn, sieht Hilfesuchend zu Berit, die mindestens genauso zerknirscht wirkt wie er. »Wir waren oben, haben alles durchsucht. Uns wäre doch aufgefallen, wenn hier ein Kind lebt!«

»Das stimmt, es gibt drei Schlafzimmer, aber keins davon sieht aus wie ein Jugendzimmer«, springt Berit ihm bei. »Im Erdgeschoss gibt's auch nicht das geringste Anzeichen von Loucas Existenz.«

In raschelnden Überschuhen stakst Emma zur Couch und zieht mit spitzen Fingern etwas zwischen den Sitzpolstern hervor. Ein Samsung Galaxy, der Optik nach älteres Modell. Wase hält ihr einen Beweismittelbeutel entgegen, in den sie das Handy gleiten lässt. Emma tippt durch das Plastik darauf herum, runzelt die Stirn.

»Es ist an, nur noch drei Prozent Akku, leider mit Code gesichert, statt mit Fingerabdruck. Das muss die IT auslesen.« Sie verdreht die Augen, und auch Wase kann sich ein Stöhnen nicht verkneifen.

Das kann dauern.

Die Forensik ist überlastet. Er wartet noch immer auf die Spiegelung einer Smartwatch, die sie im Frühsommer beschlagnahmt haben. Emma zückt ihr Diensthandy und fotografiert den Sperrbildschirm ab.

»Was machst du da?«

»Doku. Da sind mehrere verpasste Anrufe eingegangen, die Frau Winter offenbar ignoriert hat.«

Ignoriert, oder sie war schon nicht mehr dazu in der Lage, sie anzunehmen. Emma reicht Wase ihr Handy, und er wischt durch die Bilderserie. Abends zwischen halb sieben und Viertel vor sieben hat es eine gewisse Moni dreimal probiert. Später eine Nummer, die im Kontaktverzeichnis nur unter MS abgespeichert ist. Um zwanzig Uhr elf und noch einmal zehn Minuten darauf. Er wischt weiter und bleibt an einem Namen hängen. Louca. Sie hat mehrmals durchgeklingelt. Zuletzt gegen zweiundzwanzig Uhr.

Mist, Mist, Mist.

Rastlos geht Wase zur Kommode, öffnet Türen und Schränke, zieht Schubladen auf, ohne zu wissen, wonach er eigentlich sucht. Schließlich findet er es. Ein Riss zieht sich mitten durchs Glas, zerschneidet das Gesicht in zwei Hälften. Ein Mädchen. Mit einem kleinen Hund im Arm posiert es vor einem rosafarbenen Motorroller. Er hebt den Fotorahmen heraus, dreht ihn wortlos um, sodass die anderen ihn sehen können.

»Könnte auch Frau Winter als Teenie sein«, mutmaßt Emma.
»Der Roller sieht ziemlich oldschool aus.«

Oder das Teil ist auf retro gemacht. Behutsam legt Wase den Rahmen auf den Teppichboden und dreht die Klemmfedern weg. Nachdem er die Pappwand abgehoben hat, zieht er die Aufnahme heraus. Bingo. Auf der Rückseite ist ein Datumsstempel vermerkt.

»Das Bild ist diesen Sommer entstanden.«

»Der Roller ist weder in der Garage noch sonst wo«, kommt Berit seiner nächsten Frage zuvor. »Wenn sie den fährt, dürfte sie mindestens fünfzehn sein.«

»Passt zur Oberstufe. Was ist mit dem Hund?«

»Die Terrassentür stand offen, kann sein, dass er raus ist und sich verlaufen hat«, murmelt Berit betroffen. »Hier ist er jedenfalls nicht.«

»Oder jemand hat ihn mitgenommen«, wirft Emma ein.

Wie betäubt studiert Wase die Aufnahme. Die junge Frau ist dezent geschminkt und hat sich ihr dunkles, fast schwarzes Haar hinter die Ohren geklemmt. Es umrahmt ein Gesicht, das nur aus zarten Linien zu bestehen scheint, als habe es jemand mit einem sehr feinen Pinsel gemalt. Das Lächeln ist fake. Mehr ein mechanisches Verziehen der Mundwinkel, das nicht bis zu den Augen reicht. Berücksichtend ausdrucksstarke Augen. Hellgrün, das in Grau kippt und Wase an die Farbe von Salbei erinnert. Dichte Wimpernkränze, ein stechender Blick. Er bringt etwas in ihm zum Klingen.

Ein leises Summen, das an ihm zupft und zerrt. Er fixiert Louca, um das Störgeräusch zu verorten. Doch je angestrenzter er es festhalten will, desto mehr entzieht es sich.

»Ich rufe die Lehrerin direkt mal zurück«, unterbricht Emma seine Grübeleien. Sie hat bereits ihr Handy am Ohr. »Danach mach ich eine Abfrage bei MeldIt. Frau Leopold scheint zwar davon auszugehen, dass Louca hier wohnt, aber vielleicht ist das gar nicht mehr aktuell.«

»Gute Idee. Dann sage ich Achim Bescheid. Der soll sich jemanden schnappen und sich an Loucas Schule umhören. Wir brauchen ihre Nummer. Vielleicht weiß eine ihrer Freundinnen, wo sie steckt.«

3. KAPITEL

Verbrechen hinterlassen einen unsichtbaren Marker in der Atmosphäre. Man könnte es auch als einen Aufruhr der Moleküle bezeichnen. Als eine Art feinstoffliches Trauma. Wase Rahimis geschulte Antennen können es wahrnehmen. Was esoterisch klingt, ist im Grunde zu Bauchgefühl geronnene Erfahrung. Ein Muskel, der durch konstantes Training stark und verlässlich ist.

Feuerwehrlaute kennen das. Sie wissen intuitiv, wann es Zeit ist, ein brennendes Gebäude zu verlassen, bevor es einstürzt. Oder Ärztinnen, die in der Notaufnahme eine Krankheit diagnostizieren, die sich hinter widersprüchlichen Symptomen versteckt. Bei Wase ist es das Echo des Bösen, das er nach vielen Jahren als Mordermittler spürt.

Es hallt nach und hat auch dieses Haus berührt. Den Garten. Und die tote Frau. Eine Böe fegt einzelne Flocken von ihrem Torso. Wase ist allein mit ihr, Emma und die anderen haben sich diskret zurückgezogen, um ihm das Feld zu überlassen. Er braucht diesen Raum, um sich in das Opfer zu versetzen, einen Film zum Laufen zu kriegen, der ihm seine letzten wachen Momente zeigt.

Schon sieht er ihre schmale Gestalt vor sich, wie sie über die Terrasse in den Garten torkelt. Verletzt, betrunken, desorientiert. War ihr Tod am Ende doch ein bedauerlicher Unfall? Wenn Alkohol im Spiel ist, liegt die Vermutung nahe. Vielleicht ist ihr wie Janusz der Schweiß ausgebrochen, obwohl sie schon lebensbedrohlich unterkühlt war. Wases Kopf schwenkt hin und her, als

könnten sich die Fragmente darin so neu sortieren wie die Scherben eines Kaleidoskops.

Nein, das wäre mindestens ungewöhnlich. Etwas sagt ihm, dass es hier so nicht gewesen ist. Er tritt einen Schritt zur Seite und betrachtet Rahels Gesicht. Fixiert es, als könne er sie dazu bringen, die Augen zu öffnen und ihm alles zu verraten.

Hat dich jemand niedergeschlagen und dich hier draußen zurückgelassen, deine Kleider verteilt, damit dein Tod wie ein Unfall oder Suizid aussieht?

Statt einer Antwort hallt ein gedämpftes Schlagen in die Senke des Gartens. Die Terrassentür. Sie schwingt im Wind auf und zu. Wase vergräbt das Gesicht tiefer in seinem Schal und späht in den Gang zwischen Rhododendren und Flieder. Denselben Gang, den Rahel Winter genommen haben muss. Ihr letzter. Hat sie ihn in dem Bewusstsein eingeschlagen, nicht mehr zurückzukehren, und den Tod am Ende des Tunnels begrüßt wie einen alten Freund? Oder hat jemand sie in seine Arme getrieben?

Er schaudert in seinem dicken Wintermantel und scannt die kahlen Äste der Robinie, die sich wie Klauen gen Himmel recken. Selbst die Krähen, die hoch oben im Wipfel kauern und die Szenerie beobachten, schweigen andächtig, als hielten sie Totenwache. Ein Zetern erhebt sich und verliert sich allmählich wieder in der Stille. Schreie aus einer anderen Welt.

»Guten Morgen.«

Erschrocken fährt Wase herum. Farah Rosendahl. Mit der Arzttasche in der Hand steht die Rechtsmedizinerin neben der Sonnenliege und fixiert den Leichnam. Sie hat Emma im Schlepptau.

»Morgen.« Wase räuspert sich, mustert Farah. Er hat sie gar nicht kommen hören. Wie lange ist sie schon da? Und wie sieht sie überhaupt aus? In den formlosen Überziehern stecken schwarze Schnürboots aus Glattleder, dazu trägt sie einen nachtblauen Wollmantel mit Goldknöpfen. Die Lippen sind geschminkt, brom-

beerfarben, akkurat, als habe sie sie im Auto frisch nachgezogen. Ein ausgesprochen schicker Aufzug. Passend für die Oper, aber nicht unbedingt für das, was ihr nun bevorsteht.

»Wo ist denn euer Nepo-Baby?«

Wase muss grinsen, und auch Emma entlockt die Frage ein Schmunzeln, was bei ihr fast einem Lächeln gleichkommt.

»Du meinst Kate?«, erwidert sie. »Die raucht noch fertig.«

»So schnell hab ich gar nicht mit dir gerechnet.«

Farahs Blick streift Wase nur flüchtig, dennoch entgeht ihm nicht, dass etwas darin aufblitzt, etwas Verschmitztes. »Ich war zufällig in der Gegend.«

Bildet er sich das bloß ein, oder ist sie gerade rot geworden? Das kann nur mit Lars zusammenhängen. Wenn er es richtig erinnert, wohnt der Rechtsmediziner in Harburg. Wahrscheinlich war sie über Nacht bei ihm. Die zwei machen zwar ein riesiges Tamtam darum, ihre Beziehung geheim zu halten, aber am Institut hat sich längst rumgesprochen, dass bei ihnen mehr läuft, als es zwischen Kollegen üblich ist. Bevor Wase einen doppeldeutigen Kommentar in der Richtung platzieren kann, drückt Farah ihm die Arzttasche in die Arme und kramt ein paar Einweghandschuhe hervor.

»Dann sind wir ja vollzählig«, sagt sie an Kate O'Hara gewandt, die gerade aus dem Unterholz tritt.

»Hi, Professor, dürfte ich Sie etwas fragen?«

Wase stutzt. Das kam in einem Tonfall, den er noch nie bei ihr gehört hat. Schüchtern, fast devot. Dazu passend ihr Ausdruck. Große Kulleraugen, offener Mund, gerötete Wangen. Alles klar. Er schmunzelt. Kate ist offensichtlich ein Fangirl. Oder verknallt. Oder beides.

»Sicher.« Ein Schnalzen, als sich Farah geistesabwesend die Handschuhe überstreift, den Blick auf die Tote gerichtet. Scheinbar unempfänglich für die Bewunderung, die ihr zuteilwird.

»Kälteidiotie.« Kate räuspert sich. »Also, wieso passiert das? Ich meine, wieso ziehen sich Menschen aus, wenn sie doch schon halb erfroren sind?«

Farahs Augen wandern zu den Kleidern, die überall verstreut liegen, erfassen mit geschulter Präzision die Lage. »Der plausibelste Erklärungsansatz für das paradoxe Wärmeempfinden ist, dass sich die Gefäße in Armen und Beinen bei großer Kälte stark zusammenziehen. Ein intelligenter Überlebensmechanismus, der das Blut bei den wichtigen Organen hält«, doziert sie, wieder ganz die souveräne Wissenschaftlerin. »Wenn die Körpertemperatur unter zweiunddreißig Grad Celsius fällt, weiten sich die Gefäße, das Blut schießt zurück in die Extremitäten, und mit dem Blut kommt die Hitze. In diesem Zustand ist man schon nicht mehr in der Lage, sich selbst zu helfen. Aber die Mütze passt nicht wirklich ins Bild.« Sie runzelt die Stirn, wischt Schnee von den Knien und Schienbeinen der Leiche. »Und das auch nicht.«

Wase beugt sich vor, kapiert, was sie meint. Emma und er nicken einträchtig.

»Wieso?« Kate begutachtet die Stellen, die aus der Schneedecke ragen. »Was ist denn da? Sieht doch normal aus.«

»Eben«, sagt Emma, als sei das Erklärung genug.

Wase zieht den Reißverschluss seines Parkas bis zum Hals zu, weil er nicht aufhören kann zu frieren. Ist das bloß der Schlafentzug, oder brütet er etwas aus?

»Janusz hat sich vor seinem Tod die Kleider ausgezogen und in einem weiten Radius verteilt. Dabei ist er auf allen vieren herumgerutscht und gekrochen. So kamen typische Hautabschürfungen und Verschmutzungen zustande, die ich damals als unerfahrener Mordermittler für Kampfspuren gehalten habe.«

Spuren, die bei Rahel Winter fehlen. Außerdem liegen ihre Kleider relativ nah beieinander, das hat ihn vorhin schon irritiert. Kate scheint zu verstehen, jedenfalls nickt sie und verfällt in

Schweigen. Es ist ihm recht. Wase braucht einen Moment Ruhe, um aus den Splittern, die sie zusammengetragen haben, ein Mosaik zu legen. Weit kommt er nicht.

»Rigor mortis ist fast vollständig ausgeprägt«, murmelt Farah Rosendahl, die unterdessen mit der Leichenschau begonnen hat. »Die Totenflecke lassen sich noch wegdrücken und sind hellrot, wie bei Kälteexposition zu erwarten.« Sie zieht ein Laborthermometer aus ihrer Arzttasche. »Könnt ihr sie mal umdrehen, damit ich ...«

»Klar.«

Wase und Emma wuchten den steifen Körper in Seitenlage. Farah geht in die Hocke. Das Signal für Wase, sich diskret abzuwenden. Aus irgendeinem Grund erscheint ihm das Messen der Rektaltemperatur jedes Mal wie eine unverzeihliche Verletzung der Intimsphäre. Absurd eigentlich. Den Toten ist es schließlich egal, was sie mit ihnen veranstalten. Wenn man sie noch fragen könnte, hätten sie sicher nichts dagegen, dass die Rechtsmedizinerin alles tut, was nötig ist, um ihre Peiniger zu überführen.

Ein elektronisches Piepen.

»Dreiundzwanzig Grad, ihr könnt sie wieder hinsetzen«, verkündet Farah, während sie die lange Sonde sauber wischt. Sie lässt das Gerät wieder in den Tiefen ihrer Tasche verschwinden und nimmt ihr Smartphone zur Hand, tippt darauf herum. »In der Nacht hatten wir in der Spitze minus eins, aktuell liegen wir um den Gefrierpunkt«, murmelt sie vor sich hin und gibt Messwerte und Bekleidungsstatus in ihre App ein. »Wenn ich von einem Körpergewicht von sechzig Kilo ausgehe ... ah, vertippt. Nicht sechshundert.« Zwischen ihren Brauen bildet sich eine steile Falte, wie immer, wenn sie neuerdings konzentriert auf ihr Handy schaut. Ob sie eine Brille braucht?

»Da haben wir's«, verkündet Farah. »Der Tod ist vor etwa sieben bis zwölf Stunden eingetreten, also zwischen dreiundzwanzig und vier Uhr morgens.«